



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Das deutsche Publikum und die fremde Belletristik.**

**1850**

## Das deutsche Publikum und die fremde Belletristik.

Frische Novellen von Charles Lever. (The O'Donoghue, a tale of Ireland fifty years ago. — Charles O'Malley the Irish dragoon. — The Confessions of Harry Lorrequer. — The Knight of Gwynne, a tale of the time of the Union. — Arthur O'Leary: his wanderings and ponderings in many lands, edited by his friend, Harry Lorrequer. — Jack Hinton the guardsman.)

Es ist eine perennirende Klage unserer deutschen Romanschreiber, daß ein ebenso undankbares als unpatriotisches Publikum sie nicht liest, und sich statt dessen die englischen und französischen Novitäten übersetzen läßt, um, gleich den reisenden deutschen Baronen im vorigen Jahrhundert, sich durch die Ehrfurcht vor einer unheimlichen Vorstellungsweise und die Nachäffung fremder Sitten lächerlich zu machen. Das sei die Erbsünde der deutschen Nation, allzugerecht zu sein gegen Alles, was das Ausland producirt, seine Trachten, seine Criminalgeschichten und seine Constitutionen, dagegen verstockt gegen Wodan und Freya, gegen Klopstock, Gucklow und Kozebue, gegen die Schneiderreformen der Zeitung für die elegante Welt, gegen Jakob Böhme und den Tiefinn der christlich-germanischen naturwüchsigigen Entwicklung, welche seit den Zeiten des politischen Wochenblatts in Berlin Mode geworden ist. Ja selbst in dem Hohn, mit welchem die deutsche Kritik die Thaten unserer unsterblichen Revolutionshelden zersezt hat, läßt sich dieser Mangel an einem intensiven Nationalgefühl wiedererkennen. Auf die Erstürmung der Bastille haben wir Sonnette gemacht, und der Zeughaussturm in Berlin hat uns kalt gelassen, wir haben uns über Vater Karbe und den Sonnen-Müller, den Präsidenten des souveränen Lindenclubs, mit frechem und unehrerbietigem Tadel ausgesprochen.

Nun ist man wohl geneigt, den Mangel an Selbstgefühl, mit welchem der Deutsche im Ausland auftritt, nicht bloß seiner angeborenen Bescheidenheit, sondern auch andern, positiven und ziemlich handgreiflichen Gründen beizumessen. Wenn der Sohn Albions mit dem Ausdruck im Gesicht, mit welchem Jupiter das Incognito seiner Ochsenmaske abgeworfen haben mag, als er sich der schönen Europa in seiner ganzen Majestät zu erkennen gab, erklärt: ich bin ein Engländer, so denkt er  
(Grenzboten. I. 1850.)

dabei an die Kriegsschiffe, die jedes Haar auf seinem Haupte bewachen. Wollte aber ein unseliger Deutscher durch einen ähnlichen Ausbruch des nationalen Selbstgefühls dem Ausland imponiren wollen, so würde weder der edle Lord, der aus Sparfamkeitsgründen eine Rheinfahrt macht, noch die schmutzige Theerjacke, die in einer Kneipe an der Themse Grog trinkt, sich eines kleinen Sneer enthalten können, und sie würden sich erkundigen, ob Deutschland vielleicht das Reich des Central-Johann sei, von welchem einige Abgeordnete bei den Staatssecretären Antichambre gemacht hätten, das Reich, dessen sämtliche Häfen ein Jahr hindurch von einer dänischen Fregatte in Blockade gehalten wären?

In der Literatur dagegen gibt man sich nicht Mühe, den Geschmack des Publikums zu begreifen. Die Autoren-Eitelkeit ist zu groß, um nicht in jedem ungenügenden Erfolg eine angelegte Verschwörung gegen die Persönlichkeit des Verfassers zu suchen. Nun ist die Barbarei der deutschen Literatur so groß, daß man in jedem Fall, wo nicht das eigene Interesse ins Spiel kommt, dem mißbilligenden Urtheil der Menge beipflichtet; jeder einzelne Schriftsteller ist damit einverstanden, daß man von Gutzkow, der Hanke, der Birch, Wilibald Alexis, kurz von jedem bestimmten Autor nicht viel hält, aber es indignirt ihn, daß man von den deutschen Autoren überhaupt nicht viel hält. Zuzugeben, daß die Unpopularität unserer Belletristen in der Natur der Sache liegt, würde als ein Sacrileg an der Majestät des deutschen Volkes angesehen werden.

Und doch ist es so. Diese Gleichgiltigkeit gegen seine Dichter ist von Seiten des Publikums keine Caprice, es läßt ihnen nur ihr Recht angedeihen. Wir haben Conditoren die Fülle, aber keinen ordentlichen Bäcker, der Hausmannsbrot zu bereiten versteht. Wir haben alle Ursache, auf die Sommitäten unserer Wissenschaft und Kunst mit Selbstgefühl zu blicken; unsere Bethoven und Hegel, Humboldt und Ranke, Göthe und Schiller weichen keinem Engländer oder Franzosen. Aber dann hört es auch auf. Die Verfertiger unserer Leihbibliothek-Romane stehen entweder so tief unter dem Niveau der allgemeinen Bildung, daß es Jeden, der nicht Kammerjungfer oder Schwung ist, anwidern muß, sie in die Hand zu nehmen — die Claren, die Schilling u. s. w.; oder sie gehören zu der Klasse der Geistreichen und sind alsdann so verschroben, so faustisch, so manierirt, daß sie kaum in einem ästhetischen Thee vorgelesen werden können, was sehr viel ist. So die Epigonen unseres weimarischen Gözendienstes von der romantischen Schule, dem jungen Deutschland und der modernen aristokratischen Frisur. In beiden Fällen ist der Grundfehler der Mangel an Stoff. Unser Leben ist sehr verkümmert, wer es nicht unmittelbar erfahren hat, kann es aus unsern Romanen lernen. Man geht bis Secunda, um sich zur Laufbahn eines Postsecretärs vorzubilden, dann verliebt man sich in irgend eine Puzmacherin, die ein Paar Worte Französisch versteht, wirft ihr auf der städtischen Ressource während einiger verwickelten Touren im Contretanz einige gefährliche Blicke zu, wird seelenvoll angeschaut,

grüßt sie dann durch's Fenster mit holdem Erröthen, notirt sorgfältig diesen Blickwechsel im Tagebuch, das man regelmäßig weiter führt, wenn gerade kein Brief zu expediren ist — woraus heiläufig das tiefere Gefühl zu erklären ist, mit dem man auf die Frage: Wie viel macht das Porto? antwortet: drei Neugroschen sieben Pfennige, denn eben hatte man geschrieben: „Ich wagte es, im Cotillon leise ihre Hand zu drücken, und in diesem Augenblick traf ein elektrischer Funke aus ihren schmach tenden Augen mein Herz.“ Und da diese empirischen Facta nicht ausreichen, ein nicht unbedeutendes Volumen in blauem, gepreßtem Papier auszufüllen, das currente Geschäft — die Brief-Expedition — die Gedanken nicht völlig ausfüllt, da man eine sehr bestimmte Carriere vor sich hat, die ehrgeizige Pläne anderer Art nicht wohl aufkommen läßt, und die selbst das Schaffen und Sorgen für einen weiteren Erwerb ausschließt, so beschäftigt man sich denn damit, die Geliebte weiter auszumalen, wie sie aus ihrem Kochbuch die Kunst lernt, einen Liebestrank zu bereiten, wie sie nicht allein Strümpfe striekt, sondern auch Netze, die Herzen zu fangen u. s. w., bis man sich endlich nach langem Zagen — eben ist der Brief mit der fixen Anstellung eingetroffen — entschließt, seine Erklärung zu machen.

Natürlich findet es sich nun, daß der lebenswürdige junge Blondin gleichfalls schon lange das süße Geheimniß, die stille Sehnsucht des Herzens gewesen ist, es wird Hochzeit gemacht, dann kommen noch ein paar fulminante Eifersuchts-scenen in's Tagebuch, weiter weiß man nichts hineinzuschreiben, und so schreibt man es denn von Vorne, nur macht man aus der Zule eine Zette, aus der Luise eine Marie, aus dem Postsecretär einen Rechnungsrath, und liest die rührende Geschichte erst seiner Frau vor, dann läßt man sie im Kreiswochenblatt abdrucken, und so kommt sie in die Leihbibliotheken. Dann geht's wieder von Vorne an, Zette wird eine Lotte, der Rechnungsrath ein Leutnant von der Artillerie; noch höher, die Puzmacherin eine Gräfin, der Leutnant ein Baron, und so ist es gar nicht unmöglich, daß man sich zuletzt bis zur historischen Novelle versteigt. — Das ist das erste Genre, der gemeine Norddeutsche Wald- und Sumpf-Roman, oder die Geschichte von den Beamten dritter Classe. Oder nehmen wir einen armen Theologen; das hat seinen Doid gelesen, es hat auf der Schule Hexameter gemacht, es überläßt sich in dem catechetischen Seminar, wenn auch mit Zittern und Bangen, einer memorirten Begeisterung, in der Glaube, Liebe und Hoffnung eine große Rolle spielen; es hat von Hause nichts mitbekommen, als einen alten Einsegnungsfrack, ein paar Schinken und die Hausbibel, es muß nun, während die Commilitonen gegenüber in der Schenke mit bacchantischem Gebrüll Bier trinken, zu Hause sitzen, und sein trocken Brot mit seinen Thränen befeuchten, bis es einem reichen jüdischen Banquier als Hofmeister empfohlen wird. Der Banquier ist natürlich Lichtfreund und gibt Soiréen; bei besonders wichtigen Familienfesten muß der Candidat in seinem Einsegnungsfrack herunter. Heiliger Gott! dieser Glanz!

diese Pracht! diese Lichter! diese Cravatten! diese lackirten Stiefel! diese Handschuhe! der arme Theolog, dessen Einsegnungsfrack stark nach schlechtem Tabak riecht, möchte sich in die Tiefen der Erde verbergen, er gäbe in diesem Augenblick, gern alle seine Träume von einer fetten Pfarre, seine Wissenschaft, sein Leben ja seinen Glauben für eine Flasche eau de Cologne! Und nun das Schlimmste! Der Banquier hat eine Tochter! aber eine Tochter! sie rauscht einher in seidnen Gewändern, sie trägt ein Schnupstuch mit Spitzen in ihren weichen Handschuhen, ihr schwarzes Haar wird gehoben durch eine rothe Camellie; zuweilen, wenn sie sich mit graciöser Nachlässigkeit auf ihren Stuhl zurücklehnt, und ein Sträußchen an ihre in den reinsten orientalischen Formen ausgebildete Nase führt, halb umgewendet zu einem Affessor, der ihr lächelnd Artigkeiten sagt — lächelnd, denn er hat weiße Zähne, wenn auch einen unbillig großen Mund — streckt sie den einen Fuß ein wenig aus der langen Robe hervor, um zu zeigen, daß er klein ist. Der unglückselige Hofmeister kann dieses mörderische Füßchen nicht mehr aus den Gedanken bringen, es verfolgt ihn wie ein altes Weib. Und diese Feinheit, dieses unaussprechlich Seelische, womit sie auf die Bemerkung: „es ist sehr heiß hier!“ „Sehr!“ erwidert. Nicht was man sagt, ist der Prüfstein der Aristokratie, sondern wie man es sagt. — Seit diesem Abende geht unser Freund wie ein Träumender umher; er überseht die Fehler in den Exercitien seiner Jungen, er kauft sich Seife, er liest den Werther. Die Jungen kommen bald hinter die Unaufmerksamkeit ihres Erziehers, sie bestreichen den Tisch, worauf das umgekehrte Buch gelegt wird, mit Dinte, sie stecken Böpfe an den Einsegnungsfrack, sie kleben endlich Pech auf den pädagogischen Stuhl. Aus seinen Träumen aufgeweckt, verliert er in einem Augenblick gestörter erotischer Illusionen die Fassung, und streicht die Banquiersöhne. Heulend eilen sie zur Mutter, und diese kommt in ihrer Indignation auf den Argwohn, der Lehrer habe sich dem Brantwein ergeben. Man zahlt ihm mit 20 Thlr. Preussisch das laufende Vierteljahr voll, und setzt ihn vor die Thüre. Still und wild schleicht er durch die Gassen, eines schönen Abends hört er den Portier des Hauses, das noch immer das magische Centrum seiner Wanderungen ist, von der Verlobung Sidoniens mit einem Gardeleutnant sprechen, festgewurzelt steht er auf dem Pflaster, ein Corpsbursch rennt ihn an, in seiner Verzweiflung stürzt er ihm einen dummen Jungen, und die Regelmäßigkeit seiner Nase wird durch einen halbflachen Stieb auf immer entstellt. Natürlich fällt er durch's Examen, von Hause erfolgen die nöthigen Flüche, er sitzt einige Tage in dumpfer Verstörung in seinem Kämmerlein, ohne drauf zu achten, daß der Ofen raucht, endlich überträgt ihm ein mitleidiger Rector die lateinischen Stunden in einer städtischen Realschule, er bringt es endlich zum Ordinarius der letzten Classe, und heirathet die Tochter seines Wirths, eines Fleischers, eine große, dürre, knochige Figur in ziemlichen Jahren und einem Anflug von Schnurrbart. Die ewigen Unruhen seiner Schulstunden, das Reifen seiner

Frau und die Exercitien geben endlich seinem Gemüth die nöthige Consistenz, er wird sanft und stille, — seine Haare gehen aus, dafür bekommt er ein Bündlein und gewinnt Muße, um alle Abende ein paar Stunden an einem Roman zu schreiben, der von unglücklicher Liebe handelt. Der Held erschießt sich regelmäßig, die Heldin, die ihn heimlich geliebt hat, und die trotzdem gnädige Frau geworden ist, von einem harten, mephistophelischen Vater gezwungen, und die nun aus einem eleganten Modenjournal die Nachricht von seinem Tode erhält, verfällt in Krämpfe, man zweifelt an ihrem Aufkommen. Der Name der Heldin lautet nie Sidonie, fängt aber stets mit einem S. an: Seraphine, Suleika, Sophie u. s. w. — Das ist das zweite Genre, der empfindsame oder Herzensroman. —

Sehr böse sieht aber die Sache aus, wenn wir in die Sphären des eigentlichen Genies übergehn. Hier ist Geld genug vorhanden, in's Theater zu gehn, man trägt einen Bart à la jeune Allemagne, quetscht ein Glas zwischen die Augenmuskeln, sorgnetirt die Tänzerinnen, gibt sich das Ansehn, den Sillery mousseux vom Grünberger Champagner zu unterscheiden, macht Sonnette an das unbekannte Ideal, die mit Heinishen Cynismen endigen, citirt Stellen aus dem Faust und lächelt bitter, wenn man zufriedenen Menschen begegnet. Auf der Straße und in der Loge ist es nöthig, einen schwarzen Carbonaro malerisch um die Schultern zu schlingen, in den Gesellschaften trägt man einen coursfähigen Frack. Man weicht nur verheiratheten Frauen seine Flamme, am liebsten einer Gräfin, und spricht zuweilen mit finstern Seitenblicken von der Jugendzeit, wo man noch an reine Liebe glaubte. Man hat Clavierspielen gelernt, ist aber viel zu vornehm, um etwas anders, als einige herzerreißende Akkorde anzuschlagen; man hängt Byrons Portrait über seinen eleganten Schreibtisch, und übt sich im Pistolenschießen. Man spricht langsam und flüsternd, tanzt nie und hat eine fatiguirte Miene. Man ist ein Jahrlang Referendarius gewesen, hat dann den prosaischen Altentstaub abgestreift und lebt von seinen Renten. Man übersetzt Beethoven in Worte, und würde die Blumen sprechen hören, wenn es nicht zu unbequem wäre, seine Aufmerksamkeit anzuspannen. Mit Verachtung verzehrt man, aber reichlich, seine Auster, jedes Glas, das man leert, ist ein Hohn gegen Gott und die Menschheit. Man muß wenigstens einmal in Venedig gewesen sein und eine einsame Gondelfahrt gemacht haben. Man raucht Havannah's und liest sehr viel französische Romane; man sitzt gern auf einem Fauteuil und gähnt zuweilen mit Grazie und Ausdruck. Man leidet an Kopfschmerz und betrachtet jeden Erfolg, den ein Anderer davonträgt, als ein Attentat auf die eigne Berechtigung. Man ist Republikaner und betet den Adel an. Man deutet zuweilen auf Herzen hin, die man gebrochen habe, und hat eine Sammlung verschiedenartiger Mordgewehre in seiner Bibliothek, aber man ist nie auf der Mensur gewesen. — Die Novellen dieser Classe — die socialen oder zerrissenen — haben den Vorzug großer Kürze; sie fangen mit „Und“ an, haben entweder einen schrecklichen oder lächerlichen Aus-

gang, enthalten viele incommensurable Empfindungen, und sind fragmentarisch, wie Mosaikarbeit entworfen; es treten jedesmal Personen auf, von denen man nie erfährt, was sie sind und was sie wollen.

Damit ist unsere belletristische Literatur so ziemlich erschöpft. Wenn man es also unserm armen Publikum verdenkt, daß ihrem Herzensbedürfniß ein solcher Vorrath nicht genügt, so sollte man doch billig in Erwägung ziehn, daß der Patriotismus zwar viel vermag, aber Eines nicht: er vermag nicht, der Langeweile zu widerstehn. Der französische Roman, so schlecht er sonst sein mag, versteht wenigstens, uns in Spannung zu setzen; Feuer, Erfindung, Lebendigkeit werden wir nie vermissen, wenn auch das Feuer ein Strohfener ist, wenn auch die Erfindung mit der naivsten Frechheit sich in Unmöglichkeiten ergeht, wenn auch die Lebendigkeit etwas vom Poliffon an sich hat. Bei dem Engländer dagegen finden wir stets einen Reichthum an concreten, in der Regel mit humoristischer Anschaulichkeit dargestellten Figuren, ein gesundes, derbes, zuweilen cynisches, aber nie verschrobenes Leben, und Anschauungen und Vorstellungen, in denen Jeder sich heimisch findet. Die Gemüthlichkeit des britischen Kaminfeuers wärmt die gesammte englische Literatur.

So ist es bei den Irischen Novellen der Fall, die ich ungerechter Weise dazu benützt habe, den Lesern der Grenzboten einen Excurs über die Nichtsnutzigkeit der deutschen Belletristik zu octroyiren. Wenn uns die deutschen Communisten von Irland erzählen, so gewinnt man nur abstracte Begriffe von Glend, Härtherzigkeit und Verbrechen. Man nehme aber einmal Lever zur Hand — nicht weniger seine Vorgängerin Lady Morgan — und man wird erstaunen, was für ein Schatz von Gemüth, Drolligkeit und Schwänken in dieser verwahrlosten Stiefschwester der stolzen Britannia zu finden ist. Vom Standpunkt des Staatsökonomen angesehen, ist Irland nichts als ein abschreckendes Beispiel, mißt man sich aber selber in diesen bunten Fasching, in dieses lärmende, betrunkene, aber doch in seiner Art glückselige Treiben, so wird man zu dem Gefühl kommen, daß die Leere, Nüchternheit und Morosität unserer gesellschaftlichen Zustände nicht lediglich aus der Verwahrlosung unserer politischen Zustände herzuleiten ist.

Zum Schluß möchte ich den Unterschied zwischen der Belletristik der drei Nationen noch auf die charakteristischen Bildungsmittel zurückführen, die bei jeder von ihnen vorwiegen. Bei den Engländern ist es die philologisch-historische Erziehung, die Politik, der Handel und die Industrie. Der britische Dichter lernt von der frühesten Jugend auf, gründlich auf das Detail eingehen; er findet dann Gelegenheit, überall mit Menschen zu verkehren, die einen autonomen Zweck und einen in ihrer Lebensweise begründeten weiten Blick haben. Es wird ihm daher leicht, charakteristische Gestalten zu schaffen, die ihr Recht in sich selber tragen. Bei der Bildung der Franzosen herrscht die mathematische Richtung vor, selbst in ihrer Sprache; sie räsonniren mit wenigstens äußerlicher Logik und gehen, auch in ih-

ren Erzählungen, in geradester Linie auf ihren Zweck los. Später vervollständigen sie sich in der Chaumière, im Salon und an der Börse. Sie gewinnen schnellen Wit, Grazie und Kühnheit im Combiniren. Wir armen Deutschen! Bei unserer Bildung geht die Philosophie über die historischen und exacten Wissenschaften hinaus, trotz aller Schulen; es werden uns weite, complicirte, romantische Gesichtspunkte gegeben, ehe wir gelernt haben, die Dinge selber genau zu betrachten; in unseren sog. deutschen Aufsätzen in der Schule hält man uns an, Dilettant zu werden, noch ehe es uns Freude macht; man treibt uns dazu, in dem formlosen Dilettantismus unserer Göthe u. s. w. die wahre Höhe der Kunst zu ahnen, noch ehe die Willkür uns ein wirkliches Wohlgefallen erregt. Später gilt der Beamte mehr als der Kaufmann und der Industrielle, das Aufgeben des selbstständigen Erwerbs, des selbstständigen Willens an einen außer uns liegenden Zweck höher, als der gesunde Egoismus. Wir werden Münzen mit uniformem Gepräge. In den Nebenstunden lassen wir uns Musik machen. Reichthum an Reflexionen, Reichthum an Pflichten, Reichthum an Stimmungen! Philosophie, Bureau, Musik! Darüber ist uns der Humor nicht weniger verloren gegangen, als die Freiheit.

---

### Zur antiromantischen Literatur.

---

Die romantische Schule in ihrem innern Zusammenhang mit Goethe und Schiller.  
Von Hermann Seltner. Braunschweig, Vieweg.

Der Verfasser erklärt im Vorwort seiner kleinen Schrift, sie solle keine eigentliche Geschichte der Schule sein, sondern nur eine Vorstudie dazu. So verhält es sich auch; nur wird der Vorstudie wohl keine wirkliche Geschichte folgen. Es sind eben kritische Bemerkungen über einzelne Dichter der sogenannten romantischen Schule, über Göthe und Schiller, sowie einige andere Schriftsteller jener Periode, geordnet nach den Rubriken: 1) der poetische Idealismus, 2) das Romantische, 3) Göthe und Schiller in ihrem Verhältniß zur Antike, 4) Katholicismus und Mittelalter, 5) Anfänge der historischen Poesie. Vorlesungen für ein gebildetes Publikum, das immerhin Manches daraus lernen kann. Der Verfasser legt einen ziemlich starken Accent darauf, daß man nicht ungerecht gegen jene Schriftsteller sein soll, er findet die dramatisirten Märchen von Tieck, sowie seine spätern Novellen sehr zu loben, er tadelt es, daß Ruge und Andere die ganze Schule auf einen einzigen Begriff reducirt haben, und thut nachher doch dasselbe, indem er sagt: „Die romantische Schule ist die Doctrin und Praxis der subjectiv auf sich gestellten, gegenstandlosen, phantastischen Phantastie“, was Ruge mit denselben